
Was ist deutsch an der deutschen Literatur?

Navid Kermani

Dass die Literatur uns eint, ist ebenso richtig wie banal. Kaum ein Schriftsteller würde der Behauptung widersprechen, dass die Sprache seine Heimat sei. Was sonst sollte es sein, das einen deutschsprachigen Schriftsteller an Deutschland bindet, wenn nicht die Literatur? Gleich, wo er geboren oder wohin er geflüchtet ist, welche Nationalität seine Eltern oder seine Kinder haben – seine Literatur bleibt die deutsche. Aber was macht diese Literatur aus? Anders gefragt: Was ist deutsch an der deutschen Literatur? Ich möchte nach einer Antwort suchen, indem ich über den exemplarischen deutschen Schriftsteller spreche. Für mich ist es nicht Goethe oder Schiller, nicht Thomas Mann oder Bertolt Brecht, sondern der Prager Jude Franz Kafka.

Kafkas multiple Identität

Kafka? Viele kennen das Photo des jungen Franz Kafka, auf dem er, den Kopf leicht nach vorne gedreht, mit einem vielleicht unsicheren, vielleicht spöttischen Lächeln auf einen Punkt etwas oberhalb der Linse des Photographen schaut. Es handelt sich um einen Ausschnitt des Verlobungsphotos mit Felice Bauer aus dem Jahr 1917, des berühmtesten Bildes von Kafka, des Bildes, das jeder vor Augen hat, geradezu eine Ikone. Ich kann mich genau erinnern, was mir durch den Kopf ging, als ich meine ersten Schritte in Kafkas Welt

tat (vierzehn oder fünfzehn Jahre alt werde ich gewesen sein) und auf den Umschlägen täglich in dieses Gesicht blickte: „Der sieht gar nicht deutsch aus“. Die dunkle Hautfarbe, die starken Augenbrauen über den schwarzen Augen, die kurzen schwarzen Haare, die so tief in die Stirn reichen, dass Schläfen nicht einmal in Ansätzen zu erkennen sind, die orientalischen Gesichtszüge – heute ist das sicher nicht mehr politisch korrekt zu sagen, aber damals war es mein unmittelbarer Eindruck: Der sieht nicht deutsch aus, nicht wie die Deutschen, die ich aus meiner Schule, dem Fernsehen oder der Fußballnationalmannschaft kannte.

Damals hat mich die Frage, was Kafka eigentlich ist, nicht weiter beschäftigt. Ich habe seine Bücher verschlungen, ohne darüber nachzudenken, aus welchen kulturellen, sozialen oder religiösen Erfahrungen sie sich zusammensetzen. Aber als ich nun vor der Frage stand, welcher Schriftsteller für mich das Spezifische an der deutschen Literatur verkörpert, war mir sofort klar, dass ich mit Kafka beginnen müsse, mit einem deutschen Schriftsteller, der nicht deutsch war.

Kafka und Deutschland

Wie wenig Kafka mit Deutschland verband, lässt sich seinem Tagebuch ablesen, in dem das Land seiner Muttersprache kaum je einmal vorkommt. So notiert er, als am 2. August 1914 der Erste Weltkrieg beginnt, nur zwei Sätze: „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt“, lautet der erste Satz, und dann heißt es: „Nachmittag Schwimmschule“ (Tagebücher, S. 165). Vier Tage später widmet Kafka dem politischen Geschehen noch einmal einen kleinen Eintrag, als er einen patriotischen Umzug deutschsprachiger Prager erwähnt: „Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick“ (Tagebücher, S. 166). Und danach: so gut wie nichts.

Die politischen Entwicklungen in Deutschland interessieren Kafka, der sich mit vielen anderen gesellschaftlichen Vorgängen durchaus beschäftigt und sogar kurze Zeit überlegt, für Österreich in den Krieg zu ziehen, nicht weiter. Jedenfalls erwähnt er Deutschland so gut wie gar nicht, weder in seinen Briefen noch in seinen Tagebüchern, nicht vor, nicht während, nicht nach dem Ersten Weltkrieg.

Selbst als Kafka im September 1923 nach Berlin zieht, bleibt er im Land seiner Muttersprache ein Fremder. Seine letzte Freundin Dora Diamant, mit der er eine gemeinsame Wohnung nimmt, hält ihn wegen seiner dunklen Haut anfänglich gar für einen „Halbblut-Indianer“ (Erinnerungen an Kafka, S. 174). Kafka lebt in der abgeschiedenen Welt von Stieglitz und hält sich vom gesellschaftlichen und politischen Geschehen fern. „Du mußt auch bedenken“, schreibt er an Max Brod, „daß ich hier halb ländlich lebe, weder unter dem grausamen, noch aber unter dem pädagogischen Druck des eigentlichen Berlin“ (Briefe, S. 453). In Deutschland angekommen, setzt er sein „Prager Leben“ fort (ebd.). Mit seiner Freundin Dora studiert er Hebräisch, phantasiert über Palästina-Pläne, unterwirft sich – mehr versuchsweise – dem jüdischen Gesetz. Kafka ist eher in jüdischen Lehrhäusern als in Theatern oder Opernhäusern anzutreffen, auch aus sozialen Gründen: Er kann sich die Eintrittskarten für Theater und Kino kaum leisten. Kafka lebt in Deutschland, ohne in Deutschland zu leben. Er lebt in einer Parallelgesellschaft. Die wenigen Fahrten nach Berlin-Mitte erscheinen Kafka wie ein persönliches „Golgatha“ (Erinnerungen an Kafka, S. 176), nicht weil er Berlin verachtet, sondern weil es ihn nicht betrifft. Dem vielleicht bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts ist Deutschland gleichgültig gewesen: „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. Nachmittag Schwimmschule.“

Minderheiten- und Kollektivbewusstsein

Kafka hatte, wovon man heute Migrantenkinder in Deutschland bewahren möchte: eine ausgesprochen multiple Identität. Als Staatsbürger gehörte er dem Habsburger Reich an, später der Tschechischen Republik. Für die Tschechen waren Kafka und die gesamte deutschsprachige Minderheit in Prag einfach Deutsche. Unter den Prager Deutschen wiederum galt jemand wie Kafka vor allem als Jude. Nicht einmal Kafka selbst konnte klar sagen, zu welchem Kollektiv er gehörte. In einem Brief vom 10. April 1920 an Max Brod berichtet er von seinem Empfang im Meraner Sanatorium:

Nach den ersten Worten kam hervor, daß ich aus Prag bin; beide, der General (dem ich gegenüber saß) und der Oberst kannten Prag. Ein Tscheche? Nein. Erkläre nun diesen treuen deutschen militärischen Augen, was du eigentlich bist. Irgendwer sagt „Deutschböhme“, ein anderer „Kleinseite“. Dann legt sich das Ganze und man ißt weiter, aber der General mit seinem scharfen, im österreichischen Heer philologisch geschulten Ohr, ist nicht zufrieden, nach dem Essen fängt er wieder den Klang meines Deutsch zu bezweifeln an, vielleicht zweifelt übrigens mehr das Auge als das Ohr. Nun kann ich das mit dem Judentum zu erklären versuchen. Wissenschaftlich ist er zwar zufriedengestellt, aber menschlich nicht (Kafka: Briefe, S. 270).

Für Kafka selbst wurde das Judentum als kultureller und politischer Bezugspunkt mit zunehmendem Alter immer wichtiger, ohne dass er in einer jüdischen Identität aufgegangen wäre. Als Sohn eines übereifrig assimilierten Kaufmanns hatte Kafka in seiner Jugend nur wenig über die Religion seiner Vorfahren gelernt. Tiefere Kenntnisse der jüdischen Tradition eignete Kafka sich erst als Erwach-

sener an. Kafka sehnte sich mehr nach dem Judentum, als dass er sich darin aufgehoben fühlte: „Wenn man mir freigestellt hätte, ich könnte sein was ich will, dann hätte ich ein kleiner ostjüdischer Junge sein wollen“, schreibt er an seine Freundin Milena Jesenská, „ohne eine Spur von Sorgen“ (Briefe an Milena, S. 258).

Die Wirklichkeit ist eine andere, voller Sorgen: „Was habe ich mit den Juden gemeinsam?“ notiert er am 8. Januar 1914 ins Tagebuch: „Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam und sollte mich ganz still, zufrieden damit, daß ich atmen kann, in einen Winkel stellen“ (Tagebücher, S. 255). Dass sein Bezug zur jüdischen Tradition etwas Künstliches und nachträglich Konstruiertes hatte, war ihm stets bewusst und dürfte einer der Gründe für die Distanz sein, die er anders als seine engsten Freunde zum Zionismus hielt. In den wirklichen Jeschives, den Talmudschulen, herrschte ein unerträglicher Gestank; wie Kafka am 7. Januar 1912 befremdet vermerkt, legten sich „die Studenten, die keine eigentlichen Betten hatten, wo sie gerade zuletzt saßen, ohne sich auszuziehen, in ihren verschwitzten Kleidern zum Schlaf“ nieder.

Verhältnis zum Judentum

Kafkas Verhältnis zum Judentum war nicht naiv. Aber anders als zur Habsburger Monarchie oder zum Deutschen Reich wurde es immerhin ein Verhältnis. Nach einem Abend der „jüdischen Gesellschaft“ im Café Savoy schrieb Kafka am 5. Oktober 1911 in anfänglicher Verzückung: „Bei manchen Liedern, der Ansprache „jüdische Kinderlach“, manchem Anblick dieser Frau, die auf dem Podium, weil sie Jüdin ist, uns Zuhörer, weil wir Juden sind, an sich zieht, ohne Verlangen und Neugier nach Christen, ging mir ein Zittern über die Wangen“ (Tagebücher, S. 61).

Von solcher Emotionalität sind Kafkas ohnehin spärliche Eintragungen zu Deutschland und deutschen Gegenständen nie – mit einer Ausnahme: Wenn er Goethe, Kleist oder Stifter erwähnt, dann nicht nur kenntnisreich, sondern mit einem Enthusiasmus, wie er in Kafkas gesamtem Werk sonst selten anzutreffen ist. Wenn Kafka in seinem Tagebuch oder in den *Octavheften* über einzelne Wendungen und Problemfälle der deutschen Sprache nachdenkt, dann mit einer Präzision, von der heutige Sprachwächter nur lernen können. Die Motive und Erzählstrategien aus der jüdischen Tradition, die zu ermitteln heutige Interpreten so erpicht sind, haben für Kafkas Werk längst nicht die Bedeutung wie seine erklärten Vorbilder in der deutschen Literatur. Das Judentum steht nicht am Anfang von Kafkas schriftstellerischer Biographie, sondern tritt als ein Bezugssystem, das er sich in erwachsenem Alter aneignet und bewusst verwendet, später hinzu. Kafkas geistige Heimat ist die deutsche Literatur.

Politisches und literarisches Deutschland

Nicht nur Kafka entzieht sich der nationalen Zuschreibung, Vereinnahmung, Identifikation. Die deutsche Literaturgeschichte als Ganzes zeigt sich auffallend oft widerspenstig gegenüber Begriffen wie Nation, Reich, Vaterland. Schiller handelt das deutsche Reich mit einem einzigen Distichon ab:

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Das gelehrte Deutschland ist nicht identisch mit dem politischen. Das versteht sich für die Literatur schon deshalb von selbst, weil viele ihrer Vertreter keine Deutschen waren oder nicht als Deutsche geboren wurden. Man muss gar

nicht zu Louis Charles Adélaïde de Chamisso de Boncourt zurückgehen, in dessen eingedeutschem Namen Adalbert von Chamisso jedes Jahr ein deutscher Schriftsteller prämiert wird, der nicht nur deutsch ist. Man denke nur an den Träger des Georg-Büchner-Preises 2006, an den verstorbenen Oskar Pastior. Oder an die österreichische und die Schweizer Literatur. Robert Walser oder Heimito von Doderer sind Deutsche, aber nicht im politischen Sinne, nicht als Bürger, sondern als Angehörige der deutschen Literatur, die eben nicht identisch ist mit der deutschen Nation. Schließlich hat die Moderne in der deutschen Literatur ihre ersten Hauptstädte außerhalb Deutschlands: in Wien und in Prag.

Dass ein Volk sich in seiner Literatur findet, gilt für die Deutschen in besonderer Weise. Es war die Literatur, die im ausgehenden 18. Jahrhundert den Klein- und Zwergstaaten zu einem gemeinsamen, spezifisch „deutschen“ Selbstbewusstsein verhalf. In der Dichtung kompensierten die Deutschen bekanntlich ihre Zersplitterung und die mangelnde politische Partizipation. Infolge der politischen Übermacht Ludwigs XIV. sprachen die Adligen bis ins 18. Jahrhundert Französisch, während die Gelehrten weiterhin Latein schrieben. Indem die deutschen Dichter und Philosophen Mitte des 18. Jahrhunderts begannen, auf Deutsch zu schreiben und sich von der französischen Kultur distanzieren, schufen sie die Grundlage auch für die politische Emanzipation. In Preis- und Festtagsreden wird daher gern an den Beitrag der Literatur für die Nationenwerdung erinnert.

Aufklärung als europäisches Programm

Dabei übersehen die meisten Festredner, dass Deutschlands Literaten längst über Deutschland hinausdachten, als Deutschland sich endlich als ein geistiges und später als politisches Gebilde herausgeschält hatte. Nicht mehr

auf die deutsche, sondern auf die europäische Einigung haben die großen deutschen Dichter und Philosophen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts – ob Goethe, ob Kant – geblickt. In Deutschland war die Aufklärung von Beginn an kein nationales, sondern ein europäisches Programm. Auch in der Literatur folgte man nicht etwaigen deutschen Vorbildern, sondern hielt sich an die außerdeutsche Literatur von Homer über Shakespeare bis Byron. *Deutsch* wollte die deutsche Literatur gerade nicht sein – und war es dann gerade durch die Aneignung nicht-deutscher Motive und Muster. „Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Literatur“, so überschrieb August Wilhelm Schlegel seinen 1825 verfassten Aufsatz über die Eigenheiten des deutschen Geisteslebens: „Wir sind, darf ich wohl behaupten, die Kosmopoliten der Europäischen Cultur“ (Schlegel, zit. nach Lützel, Europa, S. 375).

Als literarisches wie politisches Projekt sollte Europa die regionalen und nationalen Besonderheiten nicht nivellieren, wohl aber die politischen Grenzen zwischen den Nationen auflösen. Mit dieser Vision widersprachen die Schriftsteller dem deutschnationalen Zeitgeist, der sie im Rückblick gern für sich vereinnahmt. Der Widerspruch gegen das Nationale verschärfte sich im 20. Jahrhundert und zumal nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs: Es war der Traum von einem demokratischen Staatenbund Europas, den die Gebrüder Mann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Kurt Tucholsky, Stefan Zweig, Joseph Roth oder Alfred Döblin dem Nationalismus in Deutschland entgegenhielten.

Deutsche Literatur im Exil

Gewiss nicht alle, aber doch auffallend viele jener Autoren, die heute vom Fernsehen als „Großdeutsche“ trivialisiert werden, waren in ihrer eigenen Zeit Sonderlinge und Dissidenten. Sie wurden verfolgt, ins Exil getrieben oder hatten im besten Fall ein gebrochenes Verhältnis zu ihrem Vaterland. Wenn hurra-patriotische Bestseller heute sogar den Autor des *Wintermärchens* als Grund ihres Nationalstolzes anführen, ist das absurd. Heine hat gewiss Deutschland geliebt – aber noch mehr hat er sich für Deutschland geschämt. Man gehe die Reihe der deutschen Dichterfürsten durch: Lessing mit seinem Toleranzstück *Nathan der Weise*, das bis zu seinem Tod nicht aufgeführt werden durfte, und dem Schlusswort aus der *Hamburgischen Dramaturgie*; Schiller mit den Tiraden des Karl Moor; Heine und Hölderlin, Büchner und Börne. Viele „Großdeutsche“ von heute waren zu ihrer Zeit Anti-Deutsche oder hatten jedenfalls ein Verständnis von Patriotismus, das sich aller deutschen Selbstverklärung und jedem Leit- oder Überlegenheitsdünkel versperrt. Im 20. Jahrhundert geht die Kritik, welche die klügsten und wahrhaftigsten Vertreter der deutschen Literatur an Deutschland üben, sogar in Vernichtungsphantasien über. Als Albert Einstein (laut einer Abendshow des Zweiten Deutschen Fernsehens die Nummer zehn auf der Rangliste der „größten Deutschen“), nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Ansicht vertrat, Deutschland müsse nicht nur entindustrialisiert, sondern als Strafe für den Massenmord in seiner Bevölkerungszahl verringert werden, da schrieb sein deutscher Mitexilant Thomas Mann (der unter den „besten Büchern der Deutschen“ allein mit vier Titeln vertreten ist) am 14. Dezember 1945: „Mir fällt nicht viel ein, was dagegen zu sagen wäre“ (Th. Mann – Agnes Meyer. Briefwechsel, S. 650).

Selbst Deutschlands Nationaldichter Johann Wolfgang von Goethe eignet sich bei näherer Kenntnis kaum für die nationale Erbauung. Zwar spricht er im 17. Buch seiner Autobiographie einmal vom „beruhigte[n] Zustand des Vaterlands“, da „von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter die mannigfaltigste Abstufung aller Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien“ (Goethe, Werke Bd. 10, S. 114). Doch eben jener Thomas Mann hat am Ende seines Vortrags über „Deutschland und die Deutschen“, den er im Mai 1945 in der Library of Congress hielt, daran erinnert, dass niemand anderes als Goethe „so weit“ gegangen war, „die deutsche Diaspora herbeizuwünschen“ (Mann, Essays Bd. 5, S. 280). Die Bemerkung Goethes, die Thomas Mann als Beleg anführte, stammt aus einem Gespräch mit Kanzler Müller vom 14. Dezember 1808: „Verpflanzt, zerstreut wie die Juden in alle Welt müssten die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.“ (Goethe, Gespräche Bd. 2, S. 383). Wer praktisch zum Kriegsende in der Hauptstadt der Nation, die Deutschland besiegt hat, ausgerechnet diesen Satz zitiert, eignet sich genau so wenig wie der Zitierte als Gewährsmann eines fröhlichen Patriotismus. So belastet war Goethes Verhältnis zu den Deutschen, dass ihn der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau jr. nach dem Zweiten Weltkrieg als Kronzeuge für seinen Plan zitierte, Deutschlands Industrie zu zerstören: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist“ (Morgenthau, *Germany Is Our Problem*, S. 104). Und Goethe fährt in dem Zitat fort: „Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle“ (Goethe, Gespräche Bd. 2, S. 866).

Nationale Selbstkritik und „Scham“ über Deutschland

Die Kritik und sogar Absage an Deutschland ist ein Leitmotiv der deutschen Literaturgeschichte (Mayer, Das unglückliche Bewußtsein). In ihrer Schärfe und Durchgängigkeit ist diese nationale Selbstkritik wohl in keiner anderen Literatur zu finden. Sie ist keineswegs erst ein Produkt der Nachkriegszeit, sondern schon lange vor dem Nationalsozialismus charakteristisch für die deutsche Literatur. Mag man noch so oft fordern, endlich ein „normales“, ein unverkrampftes Verhältnis zu Deutschland zu finden – Deutschlands Dichter haben sich häufig insbesondere durch ihr angespanntes Verhältnis zu Deutschland ausgezeichnet. Sie sind große Deutsche, obwohl oder gerade weil sie mit Deutschland haderten. Anders gesagt: Stolz darf Deutschland auf jene sein, die nicht stolz waren auf Deutschland.

Sebastian Haffner hat dieses Paradox in seiner *Geschichte eines Deutschen*, die er 1939 im englischen Exil verfasste, vielleicht am genauesten bezeichnet. Der „Sportclub-Nationalismus“, schreibt Haffner, das bombastische nationale Eigenlob im „Meistersinger-Stil“, das onanistische Getue um „deutsches“ Denken, „deutsches“ Fühlen, „deutsche“ Treue“ sei ihm schon vor der Machtergreifung der Nazis „nur widerlich und abstoßend“ gewesen – „ich hatte nichts davon aufzuopfern“. Gleichwohl, so fährt Haffner fort, habe er sich stets als „ziemlich guten Deutschen“ gesehen – „und sei es nur in der Scham über die Ausartungen des deutschen Nationalismus“. Der Satz ist es wert, paraphrasiert zu werden, weil er markiert, wie weit Patriotismus und Affirmation voneinander entfernt sein können: Just in seiner *Scham über Deutschland* sah Haffner sich als *guten* Deutschen.

Als die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht kamen, blieb dem deutschen Patrioten Haffner keine Wahl –

er musste sich von Deutschland lösen. Der Nationalismus hatte *sein* Deutschland „zerstört und niedergetrampelt“, wie Haffner schrieb (Geschichte eines Deutschen, S. 210). Der Konflikt, vor dem er nach 1933 stand, sei nicht der gewesen, ob man sich von seinem Lande lösen müsse, um sich *als Individuum* die Treue zu halten. Der Konflikt habe viel weiter gereicht. Der Konflikt spielte sich ab „zwischen Nationalismus – und der *Treue zum eigenen Land*.“ Die Konsequenzen dieser Entscheidung, sich aus Loyalität zu Deutschland gegen Deutschland zu stellen, hat Haffner eindrücklich beschrieben:

Ich „liebe“ Deutschland nicht, sowenig wie ich mich selbst „liebe“. Wenn ich ein Land liebe, ist es Frankreich, aber auch jedes andere Land könnte ich eher lieben als mein eigenes – auch ohne Nazis. Das eigene Land hat aber eine ganz andere, viel unersetzlichere Rolle als die des Geliebten; es ist – eben das eigene Land. Verliert man es, so verliert man fast auch die Befugnis, ein anderes Land zu lieben. Man verliert alle Voraussetzungen zu dem schönen Spiel nationaler Gastlichkeit – zum Austausch, Einandereinladen, Einanderverstehen-Lehren, Voreinander-Paradien. Man wird – nun eben ein „Sans-patrie“, ein Mann ohne Schatten, ohne Hintergrund, bestenfalls ein irgendwo Geduldeter – oder, wenn man freiwillig oder unfreiwillig darauf verzichtet, der inneren Emigration die äußere hinzuzufügen, ein gänzlich Heimatloser, ein Verbannter im eigenen Land.

Diese Operation, die innere Loslösung vom eigenen Land, freiwillig zu vollziehen, ist ein Akt von biblischer Radikalität: „Wenn dich dein Auge ärgert – reiße es aus!“ (ebd., S. 208)

Das „geistige Deutschland“

Das Deutschland, dem Haffner die Treue hielt, indem er Deutschland verließ, war kein Fleck auf der Landkarte. Es war ein geistiges Gebilde mit spezifischen Zügen:

Humanität gehörte dazu, Offenheit nach allen Seiten, grüblerische Gründlichkeit des Denkens, ein Niezufriedensein mit der Welt und mit sich selbst, Mut, immer wieder zu versuchen und zu verwerfen, Selbstkritik, Wahrheitsliebe, Objektivität, Ungenügsamkeit, Unbedingtheit, Vielgestaltigkeit, eine gewisse Schwerfälligkeit, aber auch eine Lust zur freiesten Improvisation, Langsamkeit und Ernst, aber ebenso ein spielerischer Reichtum des Produzierens, der immer neue Formen aus sich herauswarf und als ungültige Versuche wieder zurückzog, Respekt für alles Eigenwillige und Eigenartige, Gutmütigkeit, Großzügigkeit, Sentimentalität, Musikalität, und vor allem ein große Freiheit: etwas Schweifendes und Unbegrenztes. Heimlich waren wir stolz darauf, daß unser Land, geistig, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten war (Geschichte eines Deutschen, S. 210).

Gewiss ist die Bundesrepublik Deutschland nicht identisch mit dem Deutschland, das Haffner im Herzen trug, als er Deutschland verließ. Aber es spricht für die Bundesrepublik, dass sie sich in ihrer kollektiven Erinnerung denn doch lieber mit dem Deutschland Haffners identifiziert als mit dem „deutschen Reich“. Auch die schlachthungrigen Intellektuellen des Ersten Weltkriegs sind beinahe vollständig vergessen, und wer von den großen deutschen Intellektuellen an dem patriotischen Wahn beteiligt war, hat sich in den 1920er und 1930er Jahren um so vehementer gegen die nationale Selbstüberhöhung ausgesprochen. Gottfried Benn oder Martin Heidegger mögen noch gelesen und hier und dort fast religiös verehrt werden; aber mit Straßen-

namen oder Gedenkpreisen geehrt werden doch viel eher jene Deutschen, die sich oft unter Lebensgefahr dem Nationalismus und Nationalsozialismus widersetzt haben.

Das war keineswegs von Anfang an so in der Geschichte dieses Staates und schon gar nicht in der Geschichte des Deutschen Bundestags. Bis in die sechziger Jahre hinein standen Politiker und Intellektuelle, die aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt waren, für konservative Kreise im Ruch des Landesverrates. Heute würde es niemand mehr öffentlich wagen, Willy Brandt oder Sebastian Haffner die Flucht aus Deutschland vorzuwerfen. Im Gegenteil: Das Bundeskanzleramt befindet sich in der Willy-Brandt-Allee 1. Gleich, wie wir die politische Leistung Brandts bewerten, aber ist es nicht im Wortsinn wunderbar – also ein Wunder! –, dass die Straße, in der Deutschland regiert wird, nach einem deutschen Emigranten benannt ist? Und auch der Neubau von Synagogen an zentralen Plätzen wie soeben in München ist mehr als ein Zeichen jüdischer Selbstbehauptung. Es zeigt, dass jenes zerstörte und niedergetrampelte Deutschland, dem Intellektuelle wie Haffner angehörten, sich hier und dort wieder aufgerichtet hat. Ich sage es ganz deutlich: Jede neue Synagoge auf deutschem Boden ist nicht nur ein Triumph für das Judentum, sondern für Deutschland, für ein Deutschland, das lebenswert ist.

Kultur und Barbarei in Deutschland

Hüten sollte man sich allerdings davor, dem Haffner-Deutschland einfach die Musik, die Philosophie, die Literatur zuzuschlagen und dem „deutschen Reich“ die Ignoranz, die Unbildung, die Kulturlosigkeit. Es gibt nicht ein Deutschland der Kultur und ein Deutschland der Barbarei. Auch das barbarische Deutschland hat sich, wie davor und

danach jeder deutsche Nationalismus, auf die Kultur berufen, auf Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Der Staat der Nazis – darauf hat Wolf Lepenies jüngst hingewiesen – wollte Kulturstaat sein, er nahm die Kultur todernst (Lepenies, *Kultur und Politik*, S. 106). Hitler, Goebbels und die anderen Nazi-Führer bildeten sich viel ein auf ihre Kultiviertheit. Von ihren Anhängern wurden sie bewundert ob ihres Interesses an Kunst, Musik und Architektur. Verächtlich sprach Hitler über die Engländer, die Shakespeares Stücke verhunzen würden; die Franzosen tadelte er ob der Schwäche ihrer Opernaufführungen. Nachdem er mit Stalin den Nichtangriffspakt geschlossen hatte, lobte Hitler prompt die russische Theaterlandschaft. Als der Pakt zerbrach, sprach er der Sowjetunion jegliche kulturelle Leistung ab. Am meisten ereiferte sich Hitler jedoch (am 1.8.1942) über die angebliche Barbarei der Amerikaner, die ihre einzige Oper geschlossen hätten: „Zugegeben, unser Lebensstandard ist niedriger. Aber das Deutsche Reich hat 270 Opernbühnen: ein ausgeglichenes kulturelles Leben, das man dort nicht kennt [...] Im Grunde genommen leben die Amerikaner so wie die Säue in einem ausgekachelten Stall“ (zit. nach Lepenies, *Kultur und Politik*, S. 137f.).

Wertorientierungen in der deutschen Literatur

270 Opernhäuser verhindern kein einziges Konzentrationslager. Was dem Nazi-Deutschland Widerstand leistete, war nicht die deutsche Kultur im allgemeinen; es waren genau jene Werte, die von den Nazis verachtet und von Haffner an Deutschland hervorgehoben wurden: Humanität, Offenheit, grüblerische Gründlichkeit des Denkens, Selbstkritik, Respekt für alles Eigenwillige und Eigenartige, Gutmütigkeit, Großzügigkeit, Freiheit. So stieß denn auch die Vereinnahmung der deutschen Literatur durch die Nazis

überall dort an ihre Grenzen, wo die Motive der Selbstkritik, der Weltoffenheit, des europäischen Gedankens, des Humanismus begannen. Goethes Kosmopolitismus etwa widersprach im Kern der Nazi-Ideologie. Und kaum jemand hat Deutschland übler beschimpft als ausgerechnet Friedrich Nietzsche, der es als seine „Pflicht“ ansah, „den Deutschen einmal zu sagen, was sie alles schon auf dem Gewissen haben. *Alle großen Kultur-Verbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen!*“ (Nietzsche, Werke Bd. 2, S. 471). Niemand vermochte in einem Absatz, auf kaum mehr als zehn Zeilen so viele Schmähungen gegen sein Land unterzubringen wie der Lieblingsphilosoph der Nazis. Achtung: „Es gehört zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen *par excellence* zu gelten.“ – „Die Deutschen sind mir unmöglich. Wenn ich mir eine Art Mensch ausdenke, die allen meinen Instinkten zuwiderläuft, so wird immer ein Deutscher daraus.“ – „Aber die Deutschen sind *canaille*.“ – „Man erniedrigt sich durch den Verkehr mit Deutschen.“ – „Ich halte diese Rasse nicht aus.“ (ebd., S. 473). Und so weiter, alles auf einer einzigen Seite seines *Ecce Homo*.

Deutsche Sprache als schützenswerte Heimat

Ihre Weltoffenheit und die Verachtung deutscher Zustände und Wesensarten bewahrten weder Goethe noch Nietzsche davor, in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt zu werden. Sie hatten keine Möglichkeit, sich zu wehren. Gewehrt gegen die Verführung der Nazis hat sich die deutsche Sprache. Nicht nur gab es keine nationalsozialistische Literatur von Rang. Selbst die wenigen bedeutenden Dichter, die mit den Nationalsozialisten zunächst sympathisierten, büßten ihre literarische Kraft ein. Das bekannteste Beispiel ist Gottfried Benn, dessen „biegsame und aufregend-zyni-

sche Prosa“ sich nach 1933 geradezu schlagartig veränderte, wie Wolf Lepenies festhält:

Die von ihm publizierten oder im Rundfunk gesprochenen Sätze sind kaum mehr extravagant. Das Vokabular bleibt aggressiv, ist jetzt aber an den herrschenden Sprachgebrauch angepaßt, gehorsam treten die Phrasen ins Glied, Schlagwort und Schlachtruf herrschen vor und lassen das einst visionäre Vokabular verarmen, die Floskeln klappern, und gehorsam schlägt die Syntax die Hacken zusammen. Benn bleibt im Vaterland, aber die Muttersprache sagt sich von ihm los (Lepenies, Kultur und Politik, S. 123).

Bewahrt wurde die deutsche Sprache hingegen von den deutschen Exilanten und damit insbesondere von den deutschen Juden. Da ihre Zugehörigkeit zur deutschen Kultur immer schon in Zweifel gezogen wurde, achteten jüdische Autoren schon im 19. Jahrhundert auffallend genau auf die Korrektheit und Integrität ihrer deutschen Sprache. Im 20. Jahrhundert, parallel zum Erstarken eines fast durchgängig antisemitischen Chauvinismus, waren es dann vor allem Juden, die nicht nur die deutsche Sprache in Vollendung schrieben, sondern sich als deren Hüter begriffen. Mit einer für uns kaum mehr nachvollziehbaren Genauigkeit grasten Autoren wie Karl Kraus, Walter Benjamin, Franz Kafka oder Victor Klemperer den Sprachgebrauch nach Fehlern, Ungenauigkeiten und Ungeschicklichkeiten ab.

Deutsch in bilingualen Milieus

Dabei war es nicht nur der Impuls, sich der Zugehörigkeit zur deutschen Kultur zu versichern, der die Juden zu den penibelsten Wächtern über die deutsche Sprache werden ließ. Für die Prager Juden wie Karl Kraus und Franz Kafka

kam die Situation der Zweisprachigkeit hinzu, die sie für den Gebrauch der deutschen Sprache besonders sensibilisierte. Die Umwelt von Kafka und Kraus und vor allem das einfache Volk sprachen Tschechisch. Ihr sprachlicher Purismus hat eine Ursache auch darin, dass innerhalb der deutschen Minderheit ein korrektes Deutsch keineswegs mehr selbstverständlich war. Das Prager Deutsch war oft trocken und papierern, „eine Art staatlich subventionierte Feiertagssprache“, wie Klaus Wagenbach in seiner Kafka-Biographie bemerkt. „Diese Fremdheit erlaubte aber eine distanzierte Betrachtung des einzelnen Wortes, die sich weder beim alltäglichen Gebrauch, noch gar beim Dialekt einstellte“ (Wagenbach, Kafka, S. 84). Kafka selbst beschrieb den alltäglichen Umgang mit zwei Sprachen in einem Brief (Mai 1920) an Milena Jesenská, die seine deutschen Briefe auf Tschechisch zu beantworten pflegte: „Ich habe niemals unter deutschem Volk gelebt, Deutsch ist meine Muttersprache und deshalb mir natürlich, aber das tschechische ist mir viel herzlicher, deshalb zerreißt Ihr Brief manche Unsicherheiten“ (Briefe an Milena, S. 17).

Die Möglichkeit, die eigene Sprache aus der Distanz zu hören, die zugleich die Selbstverständlichkeit des Sprechens unterläuft, verdankte Kafka allerdings nicht nur seiner tschechischen Umwelt, sondern auch seiner Herkunft aus einer – väterlicherseits – erst seit einer Generation assimilierten jüdischen Familie. Am 24. Oktober 1911 notiert er im Tagebuch:

Gestern fiel mir ein, daß ich die Mutter nur deshalb nicht immer so geliebt habe, wie sie es verdiente und wie ich es könnte, weil mich die deutsche Sprache daran gehindert hat. Die jüdische Mutter ist keine „Mutter“, die Mutterbezeichnung macht sie ein wenig komisch (nicht sich selbst, weil wir in Deutschland sind), wir geben einer jüdischen Frau den Namen deutsche Mutter, vergessen aber den Widerspruch, der desto schwerer sich ins Gefühl

einsenkt. „Mutter“ ist für den Juden besonders deutsch, es enthält unbewußt neben dem christlichen Glanz auch christliche Kälte, die mit Mutter benannte jüdische Frau wird daher nicht nur komisch, sondern fremd. Mama wäre ein besserer Name, wenn man nur hinter ihm nicht „Mutter“ sich vorstellte. Ich glaube, daß nur noch Erinnerungen an das Getto die jüdische Familie erhalten, denn auch das Wort Vater meint bei weitem den jüdischen Vater nicht (Tagebücher, S. 86).

Deutsche Sprache als literarisches Archiv

Die Fremdheit gegenüber der deutschen Sprache, die Kafka hier zum Ausdruck bringt, hat die deutsche Sprache bereichert, mehr noch: hat zu ihrer Vervollkommnung beigetragen, in seinem Werk und in dem Werk von so vielen anderen, vor allem jüdischen Schriftstellern. Sie bescherten der deutschen Literatur ein kulturelles, religiöses und biographisches Archiv, das zu ihrem Weltrang entscheidend beigetragen hat. Heinz Schlaffer hat darauf hingewiesen, dass – obwohl der Anteil der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und Österreichs ein Prozent nicht überstieg –, unter den anerkanntesten deutschen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts rund die Hälfte Juden waren (Die kurze Geschichte der deutschen Literatur, S. 137). „Versteht man unter „deutsch“ nicht eine ethnische Spezies, sondern eine kulturelle Prägung, so dürfen die emanzipierten Juden als die ernsthafteren Deutschen gelten“, schreibt er in seiner *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur*: „Mit ihrer Vertreibung und Vernichtung hat daher folgerichtig die deutsche Literatur ihren Rang eingebüßt und ihren Charakter verloren“ (S. 140). Man wird sehen, nicht heute, nicht morgen, sondern erst in zwanzig oder fünfzig Jahren, wie die Fremdheit, die in Folge der Einwanderung

gegenwärtig aufs Neue in die deutsche Literatur einzieht, sich auf ihre Ausrichtung und ihre Qualität auswirkt – ob die Nachfahren osteuropäischer oder nahöstlicher Einwanderer der deutschen Literatur etwas von jener Welthaltigkeit, jener Außenwahrnehmung oder auch metaphysischen Grundierung zurückgeben werden, die bis zum Zweiten Weltkrieg charakteristisch für sie war.

Deutschland als Kultur entspricht nicht der deutschen Nation. So ist an der oft zitierten Wahrheit, dass die Deutschen durch ihre Literatur oder die Sprache geeint worden seien, nur die Hälfte wahr. Oft genug stand das, was deutsche Kultur in ihren besten Beispielen auszeichnete, im größtmöglichen Widerspruch zu dem, was Deutschland als Staat und Gesellschaft, als Volk und Ethnie ausgemacht hat. Man muss nur einmal die Erinnerung Ludwig Börnes aus dem Frankfurter Judenghetto lesen, um sich daran zu erinnern, dass Diskriminierung, Ausgrenzung und gesellschaftliche Verachtung nicht erst seit Hitler prägende Erfahrungen sind für einen bedeutenden Teil der deutschen Literatur. „Den ganzen Nachmittag bin ich jetzt auf den Gassen und bade im Judenhaß“, schrieb Kafka Mitte November 1920. Als er nach dem Ersten Weltkrieg schließlich doch mit dem Gedanken spielt, nach Palästina auszuwandern, sich anzuschließen also an ein jüdisches Kollektiv, hat das nichts mit Konversion oder Rückwendung zu tun. Es ist der um sich greifende Antisemitismus, der Kafka ins Judentum zwingt. Es ist das Ressentiment gegen die Juden, durch das Kafka sich als Jude entdeckt.

Ist es nicht das Selbstverständliche, daß man dort weggeht, wo man so gehaßt wird (Zionismus oder Volksgefühl ist dafür gar nicht nötig)? Das Heldentum, das darin besteht doch zu bleiben, ist jenes der Schaben, die auch nicht aus dem Badezimmer auszurotten sind (Briefe an Milena, S. 288).

Nähe zur deutschen Kultur aus der Ferne

Später betont Kafka, dass der Gedanke auszuwandern nur eine „Phantasie“ gewesen sei, „wie sie jemand hat, der überzeugt ist daß er sein Bett nie verlassen wird. Wenn ich mein Bett nicht verlassen werde, warum sollte ich dann nicht zumindest bis Palästina fahren“ (Briefe an Milena, S. 319).

Kafka selbst ist zwar früh verstorben, aber kein einziger seiner engen Freunde hat – wenn ich es recht sehe – in Deutschland überlebt. Sofern sie sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben – meist im damaligen Palästina –, haben sie das Elend politischer Flüchtlinge erlitten, sind in billigen Hotels gestrandet, schlugen sich in fremden Städten als Illegale durch mit Gelegenheitsjobs, standen vor Botschaften Schlange für ein Visum oder endeten wie Kafkas nicht-jüdische Liebe Milena Jesenská in deutschen Konzentrationslagern. Gewiss sind die Deutschen durch ihre Literatur geeint, aber sie sind nicht geeint als Deutsche. Und so steht mir die deutsche Kultur dort am nächsten, wo sie am fernsten steht von Deutschland, ob aus Indifferenz wie bei Kafka oder aus Opposition wie bei Haffner.

Bin ich Deutscher? Bei der Weltmeisterschaft im Fußball halte ich zu Iran, damals als ich Kafka entdeckte, heute da ich ihn noch immer lese. Zugleich gibt es für mich keine größere Verpflichtung, als derselben Literatur anzugehören wie der Prager Jude Franz Kafka. Sein Deutschland eint uns. Eine weitere Xenie Schillers, welche die vorhin zitierte ergänzt, handelt vom „Deutschen Nationalcharakter“:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche,
vergebens;

Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.